

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 33

Artikel: Psyche [Fortsetzung]

Autor: Storm, Theodor

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

17. August

Lieblieb!

Von Simon Gfeller.

Es Liedli gits, wo allne gfallt;
Im Fruehlig tönts dür Hag u Wald;
Der Busink pfyffts, u's Schwalmli singts;
Der Gugger rüefts, em Lerchlì glingts;
Es n-jederch singt, so schön es cha,
So lut's ihm us em Chropfli ma:
„Mis Schäkeli, wi bin i dir?
Mis Schäkeli, wi bisch du mir?
„E grüsli, schrökli lieb!
Lieblieb! Lieblieb! Lieblieb!”

Mit Backe rot u Auge bruun
Der Hansli dert am Gartezuun,
U Lisebethli änendra,
Die stimmen au das Liedli a.
I meine d'Aeugli züntis scho,
U d'Züngli lehres wäger no:
„Mis Schäkeli, wi bin i dir!
Mis Schäkeli, wi bisch du mir?
„E grüsli, schrökli lieb!
Lieblieb! Lieblieb! Lieblieb!”

Wi lächlet's Mueteraug so warm
Em Buebi uf em Vaterarm!
U's Buebi gspürt dä Sunneblick,
Sis härzli chlopset ihm vor Glück;
Es rodet si u chräilt: „Dada!”
Was het ihm's Müeti z'säge gha?
„Mis Schäkeli, wi bin i dir?
Mis Schäkeli, wie bisch du mir?
„E grüsli, schrökli lieb!
Lieblieb! Lieblieb! Lieblieb!”

Chunt's Liedli rächt us Härzesgrund,
So strychlet's tusig Egge rund,
Verwandlet Chrück u Herdeleid
I himelsfreud u Säigkeit.
Drum singt, was läbt, bal lut bal lys
Di wundersami alti Wys:
„Mis Schäkeli, wi bin i dir?
Mis Schäkeli, wi bisch du mir?
„E grüsli, schrökli lieb!
Lieblieb! Lieblieb! Lieblieb!”

Psyché.

Novelle von Theodor Storm.

3

Die Alte schüttelte den Kopf. Aber schon war sie zur Tür hinaus, und wie ein scheuer Vogel flog sie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenso an der Binnenseite wieder hinunter. Einen Augenblick stand sie still, als sei sie hier geborgen; aber der alte Mutwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz gespielt hatte, war ganz verschwunden. Als das sinnende Köpfchen sich von der Brust emporhob, blickten die großen Augen fast mehr als ernst über die grüne Marschniederung, die sich unabsehbar ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu sehen dort; zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche als die zerstreut auf ihr weidenden Kinder und die niedrigen Heckenforten, welche von einer Fenne

zur andern führten; sie kannte das alles, sie hatte es oft gesehen. Und jetzt ging sie, die Stadt im Rücken lassend, auf dem schmalen Wege weiter, der zwischen den zu ihrer Rechten sich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordwest kam, so war sie demselben hier noch mehr als an der Seeseite des Deiches ausgesetzt. Einmal wurde der Strohhut, den sie auch jetzt in der Hand trug, ihr entrissen und gegen den Deich geschleudert; ein paarmal musste sie stehen bleiben, um das flatternde Tuch sich fester unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte sie ängstlich hinter sich zurück, aber kein Mensch war zu sehen; nur ihr zu Häupten schoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kiebitz flog schreiend aus dem Rooge auf.

Und jetzt legte sich ein dunkles Wasser vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Flut den Deich durchbrochen und hier sich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Wasser spritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorübereilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der schwarzen Tiefe sich auf den Wellen schaukeln ließen, verschwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Wehren einen Bogen und bald führte von hier aus ein schmaler grasbewachsener Weg zwischen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desselben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinaufging, gewahrte sie unten am Ausgang des Deiches die Gestalt eines Mannes; fern, fast nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähnen Schreck fuhr sie zusammen; ihr Fuß, der schon den Brettersteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt sich um den Heckpfahl schlängen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing sie an dem morschen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; sie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verschwand. Einen Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann schwang sie sich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Kinder erhobenen Schweifes auf sie zugerannt; aber sie sah es nicht, und die Tiere standen und glotzten sie mit ihren dummen Augen an, bis sie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche stand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Gestalt und hob sich wie eine riesige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abschloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieser Hut stand so lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verschwunden war.

* * *

Es war inzwischen Winter geworden. — Der erste Streifen des Dezember-Morgenrotes stand am Himmel und warf seinen Schein in die Dämmerung einer Künstlerwerkstatt. Abgüsse antiker Bildwerke und einzelne Modelle von des Künstlers eigener Hand standen überall umher; an der einen Wand hingen Reliefsstücke eines Bacchuszuges, an der andern von den inneren Friesen des Parthenon; aber alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte spielenden Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen rosig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Ton gesformt, die übermenschliche Gestalt einer nordischen Valküre aus der dort noch herrschenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Teil mit dem einen Arm, den sie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungestaltete Masse des Tons, als wäre die Gestalt aus rauhem Fels emporgewachsen. Es mochte die furchtbare Brunhilde selber sein, die hier finsternen Augen auf die heiteren Griechenbilder herabsah.

— Von draußen drehte sich ein Schlüssel in der Eingangstür. Der Künstler selbst war es, der jetzt in seine Werkstatt trat, ein schlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellbläckenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde noch eigene Gebilde schienen heute seinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit sehnüchtiger Hast nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellierblocks lag; dann warf er sich in einen danebenstehenden Sessel und begann zu lesen. Aber nur an einer bestimmten Stelle des Briefes, die er gestern schon mehr als einmal gelesen hatte, hafteten seine Augen.

„Du traust es mir wohl zu, Franz“ — so las er heute wieder — „daß ich unsern beschworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen noch einem heiligen Ohre habe ich deine Tat verraten; gewissenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforschung über Person und Namen deiner Geretteten in mir erötet; ja selbst, als eines Tages das Geheimnis mir so nahe schien, daß ich nur einen Gartenzau auseinanderzubiegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit latonischer Strenge vorübergegangen. — Auch auf der andern Seite ist alles stumm geblieben, und selbst unserer alten Badehexe muß durch irgendwelche Zauberkraft der Mund wie mit sieben Siegeln verschlossen sein. — Und dennoch, ohne mein Zutun beginnt der Schleier sich vor mir zu heben.“

„Es gibt eine sehr junge Dame in unserer Stadt, fühl wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich sie erst mit den letzten Beilchen aus der Schulstube ans Tageslicht gekommen ist, so mag doch schon so mancher junge Gesell in schwüler Sommernacht davon geträumt haben, sie winters im geschlossenen Ballsaal an den Flügeln zu haschen; und ich will ehrlich sein — und zürne mir nicht — zu diesen fühenen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeisterin — mir ist das zufällig zu Ohren gekommen —, die eine Art von Götzendienst mit diesem Kinde treibt, hatte mit vorausberechnender Kunst eine weiße Kamelie für sie gezogen, und das Glück war diesmal günstig gewesen, eben am Tage vor dem Balle war sie aufgeblüht. — Aber weder die Kamelie noch das blonde Götterkind selbst erschienen bei dem Feste; keine silbernen Füßchen berührten den Boden, nur die Alltagsmenschenkinder mit erhöhten Gesichtern flogen, keines Künstlerauges würdig, durcheinander.“

„Und so ist es fortgegangen. Auch auf dem gestrigen Balle blieb alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenstaub. — Nur in den vertrautesten Kreisen, zu denen ich leider nicht gehöre, soll sie zu erblicken sein; ja, schon seit dem Nachsommer soll sie das Haus und den Garten ihrer Mutter fast nicht mehr verlassen haben; auf dem Deiche und am Strande ist seit jenem Tage eine gewisse sehr jugendliche fühne Schwimmerin nicht wiedergesehen worden.“

„Geredet wird viel darüber. Einige meinen, sie sei schon in der Wiege irgendeinem in unbekannter Abwesenheit lebenden Better verlobt worden, der weder das Tanzen, noch das Schwimmen leiden könne, und der nun plötzlich seine Rechte geltend mache; andere sagen einfach, sie sei — verliebt. Nur für mich liegt alles in deutlicher Folge wie unter einem durchsichtigen Schleier.“



Verkauf von Ablassbriefen. (Zum Artikel „Die Buchdruckerkunst im Dienste der Kirche“.)

„Nein, nein, fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag soll die Dämmerung deiner Phantasie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen sollen sie nie gesehen haben! So seid ihr beide sicher, du in deinem Künstlertum und sie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o rätselhafter Widerspruch des Menschenherzens! — mit fast eigenmütigem Eifer zu behüten scheinst.“

— Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen lassen und stand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düsteren Bilde seiner nordischen Valküre. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nichts als nur der Hintergrund, auf dem vor seinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild sich abhob. Langsam wandte er sich ab und trat ans Fenster.

Das Haus lag in einer der Vorstädte, welche die nordische Hauptstadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Heden und Felder bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenrot überflutet war. Ein Schimmer des rosigen Lichtes lag auf dem Antlitz des jungen Künstlers selbst, der regungslos hinausschaute, als sähe er dort fern am Horizonte, was sich in seinem Innern leis empordrangte und mehr und mehr Gestalt gewann. — „Arme Psyche!“ sprach er bei sich selber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wiese, die deine Heimat war, hattest du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — Nein, Franz!“ und es war als ob er tiefer ins Morgenrot hineinschaute — „betrüge dich nicht selbst; du täushest es doch nicht mehr hinweg! — Psyche, die knospende Mädelchenrose, das schlummernde Geheimnis aller Schönheit, sie war es selbst. — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie sie mit den

zarten Libellenflügeln spielten! — — War ich's denn wirklich, der auf diesen Armen sie emportrug?“

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten seine Hände einen auf der Modellierscheibe liegenden Klumpen weichen Tons ergriffen; dann bald auch eins der Modellierhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmutige Märchen? — Psyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidischen Schwestern ihr Ohr geliehen: ein Ungeheuer sei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rate der Argen, mit brennender Lampe und mit scharfem Stahl bewehrt, war sie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den schönster aller Götter. Aber die Lampe schwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Oels erweckte den Schlafenden und zürnend entrüst der Gott sich ihren schwachen Armen und hob sich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Zypresse schalt er die törichte Geliebte; dann breitete er aufs neue die Schwingen aus und flog zu unsichtbaren Höhen. — — O süße Psyche! Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörtest du die Wellen des nahen Stromes rauschen; da sprangst du auf und stürztest dich hinein; dein zartes Leben sollte untergehen in den kalten Wassern!“

„Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der selbst das Meer erglühen macht, trug dich auf seinen Armen sanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter seines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Gestalt der Menschen an? — Vielleicht nahm er die meine und mir träumte nur, ich sei es selbst gewesen. O süße Psyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!“

Das hond zwen sch-

weytzer bauren gemacht. Fürwar
sy hond es wol betracht.



Die „Göttliche Mühle“. *Flugschrift vom Jahre 1521.* Näher beschrieben in den „Zwingliana“, Bd. II, S. 363. Das von Christus eingeschüttete Korn der vier Evangelisten und des Apostels Paulus wird als das Mehl der christlichen Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, von Erasmus aufgesägt und von Luther geknetet. Das Brot wird in der Gestalt von Büchlein dem Papste und seinen Würdenträgern angeboten. Der Bauer Karsthäus sucht mit dem Drehsiegel den Drachen „Bann“ unschädlich zu machen.

Nur in seinem Innern, unhörbar hatte er alle diese Worte gesprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenrot verschwunden und dem schönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte spielende Faun, wie alles andere, stand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels; nur auf dem Antlitz des Künstlers selber schien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Szenenwechsel, der vor seinem inneren Auge vorbeigezogen war, sah ihn stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und seine Hände hatten nicht gerastet; schon war aus dem ungestalteten Tonklumpen ein zarter Mädelenkopf erkennbar, schon sah man die geschlossenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war herausgezogen; da klopfte es von draußen mit leisem Finger an die Tür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren versunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Tür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willst du denn gar kein Frühstück?“

„Mutter, du!“ — Er war aufgesprungen und hatte hastig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht sehen, Franz? Hast du ein neues Werk begonnen? Du bist ja sonst nicht so geheimnisvoll.“

„Ja, Mutter, und diesmal fühl' ich's, ist's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht sehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!“

Der Sohn hatte den Arm um sie gelegt. So führte er sie aus seiner Werkstatt, während sie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten die beiden in das freundliche Wohnzimmer, wo seit lange der Frühstückstisch für ihn bereit stand. (Fortsetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunst im Dienste der Kirche.

Zur gegenwärtigen Ausstellung in der schweizerischen Gutenbergstube in Bern.

Von Werner Bourquin.

Das Gute läuft uns nicht nach; es will gesucht sein; wir müssen es entdecken. So geht es wohl auch mit der Ausstellung, die seit dem letzten Monat und noch bis zum September draußen im Dachstock des Historischen Museums von der schweizerischen Gutenbergstube veranstaltet worden ist. Keine von Superlativen strohende Werbeschrift und kein marktschreierisches Plakat wenden sich an das Publikum; und doch wäre es fast zu bedauern, wenn sich nicht auch weitere Kreise zum Besuch unserer Gutenbergstube einfinden würden, umso mehr, als sich ein Besuch dieser Ausstellung reichlich lohnt.

Der von Dr. Ad. Fluri unter Mitwirkung von Karl J. Lüthi verfaßte Katalog, dem einige vortreffliche Illustrationen beigegeben sind, orientiert in kurzem Vorwort über Zweck und Ziel dieser Veranstaltung.

Der sorgsam abgefaßte und mit vielen, dem Besucher sicherlich sehr willkommenen Erklärungen ausgestattete Katalog teilt das in 23 Vitrinen untergebrachte Material in 14 folgende Unterabteilungen ein: Die Bibel, Ablaßbriefe, Reformationsschriften, Kirchenordnungen, Liturgien, Katechismen, Kirchengesangbücher, Kirche und Juden, Kinderbibeln, Bibelkommentare und Erbauungsbücher, Predigten, ältere kirchengeschichtliche Darstellungen, Kirchenhymne und Gottesproklamationen und zum Schlusse noch die Prädikantbüchlein.

Natürlich wird sich eine Ausstellung, die sich mit der Buchdruckerkunst im Dienste der Kirche beschäftigt, in erster Linie mit der Bibel zu beschäftigen haben. Neben den ersten gedruckten Bibeln, wie z. B. der Straßburgerbibel von 1466 und der lateinischen Baslerbibel des berühmten Druckermeisters Froben vom Jahre 1491, fehlt auch die 42-zeilige Gutenbergbibel nicht. Es ist von letzterer zwar nur die 1914 im Insel-Verlag zu Leipzig erschienene Faksimile-Ausgabe vorhanden, doch können uns die zwei aufgeschlagenen Seiten von der Pracht dieses Werkes überzeugen. Die sorgfältig mit der Innigkeit und Liebe eines Miniaturmalers ausgeführten Initialen sind mit allen der heutigen Reproduktionstechnik zur Verfügung stehenden Vervollkommenungen wiedergegeben, und wir müssen es als ein gütiges Geschick